

Die Geschichte der Diskussion um die Weibliche Moral

Detlef Horster fasst die Geschichte einer Erforschung zusammen

in: Frankfurter Rundschau Nr. 56 vom 7. März 1998, S. 20.

[Auszüge aus der Einleitung in: Detlef Horster (Hg.), Weibliche Moral - ein Mythos?, Frankfurt/M. 1998]

Die Diskussion um die Frage, ob es eine spezifisch weibliche Moral gibt oder eine einheitliche und geschlechtsunspezifische, hat der philosophischen Erörterung darüber, was Moral in der postchristlichen Gegenwart ist, starke Impulse gegeben. Dies zu erwähnen ist "fast schon ein Gemeinplatz". Die Moralkonzeption der Universalisten hatte jahrzehntelang eine derartige Evidenz, daß die Diversifizierungen im moralischen Bereich nicht in den Blick kamen. "Mit ihrer unreflektierten Fixierung auf die Unparteilichkeitsidee haben die prominenten zeitgenössischen Moralansätze zweifellos zu einer Verkürzung und Verarmung der Ethik beigetragen." Einzig die Kommunitarier haben ähnlich wie feministische Philosophinnen die Differenzierung des Moralstandpunktes vorgenommen und eine erweiterte Moraldiskussion angeregt. Und Seyla Benhabib konstatiert treffend, daß "Fragen, die Frauen als Forscherinnen stellen, [...] etablierte Paradigmen ins Wanken [bringen]. Frauen entdecken Unterschiede, wo man bisher vor allem Gleichheit sah."

Das Lob des Unterschieds hörte man seither und fortan auch in der philosophischen Diskussion, die nicht feministisch intendiert war. Entdeckt wurde, daß es individuelle moralische Prioritätensetzungen gibt. Ebenso wurde die Bedeutung moralischer Gefühle und Motive erkannt, und es wurde gesehen, daß das Streben nach einem guten Leben nicht moralisch sanktioniert werden muß. Es wurde weiterhin die Diversifizierung von Recht und Moral konstatiert. Gleichzeitig reklamierten - vor allem Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler -, daß es dennoch eine gesellschaftlich einheitliche Moral geben muß, damit soziale Interaktionen funktionieren können. Die genauere Beobachtungsweise jedenfalls haben wir der feministischen Philosophie zu verdanken. Deren Impulse für die Moraldiskussion insgesamt macht die Debatte auch für den männlichen Teil der Philosophenzunft interessant.

Auslöser für die Frage, ob es eine weibliche Moral gibt oder nicht, waren Untersuchungen zur Moralentwicklung von Lawrence Kohlberg, der wie selbstverständlich von der Gerechtigkeitsperspektive ausging, weil sich das "für eine formalstrukturalistische oder rationalistische Analyse anbiete [...] Urteile über das gute Leben hingegen seien amorph und entzögen sich daher dieser Art der formalen Untersuchung." Durch diese Ausgangssituation kam man erst darauf, daß der Gerechtigkeitsstandpunkt einer männlichen Perspektive entspringt, und daß es daneben noch eine weibliche Perspektive gibt.

Carol Gilligan, eine Mitarbeiterin von Lawrence Kohlberg, stellte bei ihren Untersuchungen fest, daß beim Vorstellen von moralischen Dilemmata, Frauen in der Regel die Konflikte durch Bezugnahme auf die Tugenden der Rücksichtnahme und Hilfeleistung lösen und nicht unter Bezugnahme auf Gerechtigkeit. Außerdem waren die meisten Frauen nicht bereit, die Lösung des Konflikts ohne zusätzliche Informationen über den Kontext der Fallgeschichte vorzunehmen. Solche Fragen [...] wurden von Kohlberg als irrelevant für die Definition des moralischen Problems zurückgewiesen. Außerdem hat Kohlberg sein Stufenmodell, das für seine langjährigen Untersuchungen orientierend geworden ist, im Jahre 1955/56 ausschließlich durch Messungen an Jungen ermittelt. [...]

Eine Konfliktlösung durch Bezugnahme auf die Tugenden der Rücksichtnahme und Hilfeleistung ist in Kohlbergs Stufenschema [...] eine Stufe niedriger angesetzt als die Stufe auf der nach abstrakten Gerechtigkeitsbestimmungen geurteilt wird, auf der nach Gilligan die Konfliktlösungen der Männer angesiedelt waren. Auf der Stufe 3, auf der die Konfliktlösungen der Frauen angesetzt waren, ist man an interpersonellen Beziehungen orientiert. "Diese Stufe ist durch das bewußte Eingehen auf die Mitmenschen charakterisiert. Die Reflexion geht [...] auf die vermuteten bzw. unterstellten Erwartungen der anderen ein und versucht, sie einvernehmlich zu erfüllen. Den Bezugspunkt für diese Form der Moralität bildet die umgebende Primärgruppe, d.h. vor allem die Familie oder die Gruppe der etwa gleichaltrigen Freunde und Bekannten (peers)." [...]

Auf der Stufe 4 hingegen, auf der die Konfliktlösungen der Männer angesiedelt waren, ist man orientiert an der Erhaltung des sozialen Systems. "Gesetze und ihre Einhaltung sowie generell ein bewußtes Verhältnis zur sozialen Ordnung bilden den zentralen Punkt dieser Orientierung. Staatliche Institutionen, aber auch beispielsweise religiöse, bilden die Richtschnur moralischer Vorstellungen." [...]

Daraus zog Carol Gilligan den Schluß auf zwei Moralen. Gilligan ist der Auffassung, daß es zwei unterschiedliche moralische Orientierungsmuster gibt, die jeweils Frauen und Männern zugeordnet werden können. Den Frauen wird bei moralischen Entscheidungen die Fürsorglichkeitsperspektive zugeschrieben, den Männern die

Gerechtigkeitsperspektive. Bei der Fürsorglichkeitsmoral geht es eher darum, Leid für andere zu verhindern oder zu lindern. "Während eine Ethik der Gerechtigkeit von der Prämisse der Gleichberechtigung ausgeht, daß alle gleich behandelt werden sollten, basiert eine Ethik der Anteilnahme/Zuwendung/Fürsorge auf der Prämisse der Gewaltlosigkeit, daß niemand Schaden erleiden sollte." Bei der Orientierung an der Gerechtigkeitsmoral geht es um die Wahrung von Rechten und die Erfüllung von Pflichten. Letztere moralische Einstellung wird als eher rigide gekennzeichnet, wohingegen eine Fürsorgemoral als flexibler anzusehen sei. "Für Männer erscheint der moralische Imperativ eher als ein Gebot, die Rechte anderer zu respektieren und dadurch das Recht auf Leben und Selbstverwirklichung vor Beeinträchtigung zu schützen. [...] Für Frauen vollzieht sich die Integration von Rechten und Verantwortlichkeiten durch ein Verständnis der psychologischen Logik von Beziehungen." Mit dieser Charakterisierung will Gilligan ausdrücklich nicht eine der beiden moralischen Einstellungen als höher oder besser bewerten. Es geht ihr demnach nicht "um generalisierende Aussagen über die beiden Geschlechter". Sie will beide Moralen als komplementär und wechselseitig ergänzungsbedürftig interpretiert wissen: "Die moralische Domäne erfährt eine [...] Ausweitung durch die Einbeziehung von Verantwortung und gegenseitiger Fürsorge (care) in Beziehungen." Wir hätten es dadurch mit einem komplexeren Moralbegriff zu tun.

Kritik an dieser Konzeption von den zwei Moralen wurde in Deutschland vor allem von Gertrud Nunner-Winkler geübt: "Gäbe es nun in unserer Gesellschaft tatsächlich eine Präferenz von Frauen für die 'interpersonelle', von Männern für die 'öffentliche' Moral, so bedeutete dies nicht eine moralische Abqualifizierung von Frauen, sondern ein in unserer Kultur typischerweise geschlechtsspezifisch erworbenes Expertentum, das 'untypische' Merkmalskombinationen [...] nicht ausschließt." Sie führt weiter an, daß es unendlich viele Zwischenpositionen gibt, die nicht der einen oder anderen Seite zugeordnet werden könnten: "In jeder der beiden von Gilligan herausgearbeiteten Dimensionen Gerechtigkeit versus Fürsorglichkeit und Rigidität versus Kontextsensitivität liegen mehr als zwei Positionen vor, und weitere werden durch unterschiedliche Kombinationsmöglichkeiten erzeugt. Und ein Blick in sozialisationstheoretische Forschungen zeigt, daß der Erwerb moralischer Orientierungen über die Vielfalt von Faktoren vermittelt ist, die den potentiellen Einfluß geschlechtsgebundener Einflußfaktoren überlagern, neutralisieren, verstärken oder auch umkehren können."

Diese Einsichten haben zu weiteren Untersuchungen geführt, bei denen Gertrud Nunner-Winkler feststellte, "daß die Berücksichtigung konkreter Situationsumstände nicht eine Frage der Geschlechtszugehörigkeit, sondern eine Frage der Betroffenheit ist." Dies wird mit Untersuchungsergebnissen gegen Gilligan belegt. Nunner-Winkler wählte für ihre Untersuchungen bewußt das Abtreibungsdilemma, weil Gilligan ebenfalls Frauen während ihrer ersten drei Schwangerschaftsmonate befragte, "wo sie eine Abtreibung in Erwägung zogen". Bei Vorlage des Abtreibungsdilemmas in den Untersuchungen von Nunner-Winkler verwiesen 48% der Mädchen gegenüber 24% der Jungen auf die Schwierigkeiten, die einer Frau aus einer unerwünschten Schwangerschaft erwachsen. Beim Kriegsdienstverweigerungsdilemma hingegen verwiesen 63% der Mädchen auf ausschließlich abstrakte Moralforderungen ('Du sollst nicht töten', 'Kriege sind schlecht') gegenüber 23% der Jungen. Auf die konkreten Folgen verwiesen dagegen 59% der Jungen gegenüber 12% der Mädchen. Nunner-Winkler stellte fest, daß die moralischen Lösungen von der persönlichen Betroffenheit über das vorgelegte Problem abhängen. Dabei entscheiden Männer wie Frauen entsprechend ihrer Nähe oder Ferne zu dem Problem. Nunner-Winkler vertritt auf dieser Basis die These, daß es keine spezifisch weibliche Moral gibt. [...]

Die Kontroverse hat eine intensive, über den innerwissenschaftlichen Diskurs hinausreichende Diskussion und weitere Untersuchungen angeregt. Dabei zeigte sich, daß diese Positionen der inzwischen eingetretenen Polarisierung in der allgemeinen Moraldiskussion entsprechen, die der Diskussion um die weibliche Moral Wegweisendes zu verdanken hat. Ich will die unterschiedlichen Gesichtspunkte, die in der Diskussion um die Frage, ob es eine weibliche Moral gibt, und die wir gegenwärtig in der allgemeinen philosophischen Moraldiskussion wiederfinden, im einzelnen behandeln. Dabei komme ich immer wieder auf die so zutreffende Bilanz zurück, die Seyla Benhabib vorgelegt hat, und von der Herlinde Pauer-Studer sagt, daß diese für die feministische Ethik-Diskussion zentral gewesen sei.

Universalismus und Partikularismus

Die partikularistische Sichtweise ergibt sich aus weiblicher Sicht bereits aus der historischen Behandlung von Weiblichkeit in der Neuzeit. Die Erfahrung einer bestimmten Gruppe von Subjekten wird gleichgesetzt mit dem Menschen schlechthin, und diese Menschen "sind immer weiße, männliche Erwachsene, die Besitz oder zumindest einen Beruf haben". [...] Das bedeutete, daß sich auch in der Neuzeit und zur Zeit der Aufklärung, die sich das christliche Gleichheitspostulat zu eigen machte, dennoch das Geschlechterverhältnis als ein essentielles Verhältnis

durchsetzte und die sozialen Verhältnisse als ungleiche konstituierte. Die Frau wurde in den privaten Bereich abgeschoben, der Mann gestaltete den öffentlichen. "Die Enthistorisierung des Privaten bedeutet, daß die Frauen in einem zeitlosen Universum verbleiben, verdammt dazu, die Lebenszyklen zu wiederholen, während das männliche Ich sich zu seinem Fortschritt vom Naturzustand zur Kultur, vom Konflikt zum Konsens beglückwünscht." Eine solche selbstverständliche Einstellung ist bei uns ins allgemeine Kulturgut eingegangen. In Schillers Lied von der Glocke hören wir: "Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben [...] Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau." [...]

Und weil der öffentliche Bereich sich als derjenige herausstellte, der die soziale Welt gestaltete, konnten Frauen lediglich und stets erleben, "daß es in dieser Welt keinen Platz für die Erfahrung des frühmodernen weiblichen Ich gibt. 'Die Frau' ist einfach, was der Mann nicht ist, also nicht autonom, nicht unabhängig und, aus demselben Grund, nicht aggressiv, sondern fürsorglich; nicht kämpferisch, sondern selbstlos; nicht 'öffentlich', sondern 'privat'. Die Welt der Frau setzt sich aus einer Reihe von Negationen zusammen, sie ist jeweils, was er gerade nicht ist. So wird ihre Identität als Mängelzustand definiert, im Sinne dessen, was ihr fehlt: Autonomie, Unabhängigkeit, ein Phallus." "Die Frau" ist in Judith Butlers Worten einfach ein "Geschlecht, das nicht gedacht werden kann". Und Carol Gilligan muß resigniert feststellen, daß Frauen sich daran gewöhnt hätten, "das Leben durch die Augen von Männern zu sehen".

Die "unliebsamen Erfahrungen mit der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit haben manche feministische Theoretikerinnen dazu bewogen, zu der Differenzierung als solcher auf Distanz zu gehen". Das sei aber nicht angebracht, meint Herlinde Pauer-Studer, denn damit würde der Schutz der Privatheit, "der für Frauen besonders wichtig ist, da er gerade ihnen gegenüber weniger intakt ist", aufgehoben. Es komme darauf an, das, was als privat und was als öffentlich zu betrachten sei, neu zu bestimmen und den Männern dabei nicht die alleinige Definitionsmacht zu überlassen.

Die Konsequenzen der Separierung von Privatheit und Öffentlichkeit sind auf wissenschaftlicher und philosophischer Ebene ebenso grundlegend wie bis jetzt für die sozial-reale Ebene beschrieben: Frauen und ihre Erfahrungen werden gar nicht gesehen und demnach nicht berücksichtigt, sondern das, was ist und gilt, konstituiert sich auf anderem Wege. Jedes Subjekt hat laut Kant Anteil an der Vernunft des Transzendentalsubjekts, doch dieses ist, weil es gesellschaftskonstituierend ist, männlich. Diese von Seyla Benhabib bemerkte Orientierung an Kant hat, bezogen auf das Verhältnis von Partikularität und Universalität zur Folge, daß alle Partikularitäten sich zur Universalität verbinden, und daß es dabei das Männliche ist, "das mit dem Universellen verschmilzt und sich selbst von einem weiblichen Anderen abhebt". Bildlich kann man sich das so ausmalen: "Die moralischen Akteure in Kants Moraltheorie gleichen Geometern, die, jeder in einem anderen Raum, mit sich selbst argumentieren und dennoch alle auf dieselbe Lösung des Problems kommen."

Demgegenüber ist Seyla Benhabib bestrebt, einen "interaktiven" Universalismus zu entwickeln. Eine solche universalistische Moraltheorie soll es uns erlauben, "der Würde des verallgemeinerten Anderen durch die Anerkennung der moralischen Identität des konkreten anderen gerecht zu werden." Der von ihr gedachte "interaktive Universalismus berücksichtigt, daß jeder verallgemeinerte Andere auch ein konkreter anderer ist." Dem kann nicht widersprochen werden. [...]

Herta Nagl-Docekal's Lösungsvorschlag [...] ist, daß nur mittels der universellen Gleichheitsforderung die "Besonderheiten der einzelnen Individuen" geschützt und befördert werden könnten. Damit vertritt sie eine Position, die der des Kommunitärs Charles Taylor ähnlich ist, der der Auffassung ist, daß die universelle Norm der Gleichheit die Voraussetzung für die Forderung der Anerkennung von Unterschieden verschiedener Bevölkerungsgruppen ist. Ohne die anerkannte Geltung des Gleichheitssatzes könnten die unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen innerhalb einer Gesellschaft keine Anerkennung finden. Die Anerkennung kultureller Unterschiede sei durch das Gleichheitsprinzip geradezu geboten: "Die Politik der Differenz kritisiert jegliche Diskriminierung und lehnt Verhältnisse ab, in denen es Bürger zweiter Klasse gibt. [...] Die aufs Allgemeine gerichtete Forderung wird zur Triebkraft der Anerkennung des Besonderen." John Rawls argumentiert heute ähnlich. [...]

Andrea Maihofer nun geht es in [...] erster Linie darum, auf den Geschlechtsunterschieden zu beharren, um ihrer Argumentation eine eindeutiger politische Stoßrichtung zu verleihen: "Aus meiner Sicht liegt [...] das 'Scheitern', wenn wir es nun einmal so nennen wollen, feministischer und Frauenpolitik darin, daß wir viel zu wenig auf der Geschlechterdifferenz beharrt haben und die hierin liegende grundlegende kritische Perspektive auf Gesellschaft, Arbeit, Recht und Politik nicht ausreichend genutzt haben. Wir waren und sind im Gegenteil viel zu schnell zur

Anpassung an herrschende Vorstellungen und Verhältnisse bereit, um wenigstens ein bißchen Veränderung zu erreichen." Erhellend wird ihre Forderung durch eine Analogie, die sie in ihrem Buch anführt: Ein amerikanischer Indianer könne möglicherweise "leben wie jeder andere amerikanische bürgerliche weiße Mann, nur als 'Indianer' leben kann er nicht". Konsequenterweise fordert sie darum, Verhältnisse anzustreben, in denen man ohne Angst verschieden sein könne. Das bedeute dann eine Gleichheit ohne Angleichung an männliche Lebensweisen, so daß man in der Verschiedenheit als Gleiche anerkannt werde. Eine Position, [...] die der von Herta Nagl-Docekal durchaus nicht entgegensteht. [...]

Nun beziehe ich das vorher Ausgeführte wieder auf die Moral: Zum Schutz der Verschiedenheit müsse es - nicht nur nach der Ansicht von Nagl-Docekal - das allgemeingeltende und universelle Gerechtigkeitsprinzip geben, weil zum einen jede und jeder seine moralischen Präferenzen selbst finden muß, denn die spezifische Weise, in der jemand handelt, macht seine Persönlichkeit aus. Bei Wertekonkurrenz wird für den einen ein bestimmter moralischer Wert wichtiger sein als für jemand anderen. Darum muß man in dieser Hinsicht nicht von nur zwei Moralitäten sprechen, einer weiblichen und einer männlichen, sondern von endlich vielen, weil jeder Mensch seine unverwechselbare Persönlichkeit hat. Das ist auch Judith Butlers Position, die nie vom weiblichen Geschlecht spricht und damit Kritik übt an der feministischen Diskussion, sondern vom "Geschlecht, das nicht eins ist", sondern "vielfältig". Zum anderen aber funktioniert die Interaktion in der Gesellschaft trotz dieser Unterschiede. Es muß darum einen gemeinsamen moralischen Bezugsrahmen geben, innerhalb dessen man seine moralischen Präferenzen setzen kann, gewissermaßen das moral framework. In dieser Hinsicht muß man von einer Moral sprechen.

Die Kontroverse um die weibliche Moral läßt sich wahrscheinlich [...] nur in der von mir vorgeschlagenen weiteren Differenzierung des moralischen Gesichtspunktes einer Lösung zuführen. Denn die Schwierigkeit besteht gerade darin, daß die Menschen ihre moralischen Präferenzen selbst setzen, und sie dennoch in ein und derselben Gesellschaft interagieren müssen, ganz gleich, ob sie Frau oder Mann sind und bei moralischen Konflikten zu unterschiedlichen Lösungen kommen, wie Gilligan ausführt. Angesprochen ist hier die Unterscheidung von Individuellem und Sozialem auf moralischer Ebene und dabei das Soziale als eigenständiger Bereich neben dem Individuellen.

Konzeptionell punktgenau faßt Nagl-Docekal die Problematik. Sie ist der Überzeugung, daß es eine - wie sie es mit Blick auf Foucault nennt - "Ethik des Selbst" geben müsse. [...] Damit meint Nagl-Docekal eine Moral der individuellen Präferenz, von der sie ganz richtig sagt, daß dieser "Begriff des freien Subjekts [...] erst noch unter dem Gesichtspunkt der sozialen Beziehung angereichert werden" muß. Was ist gemeint? Nagl-Docekal ist - ähnlich wie Benhabib - der Auffassung, daß eine "Kultur der wechselseitigen Anerkennung" mit der individuell-freien Wahl eines moralischen Prioritätenkatalogs gekoppelt werden muß. Damit ist das Kernproblem benannt. Weitere Ausführungen dazu findet man bei Nagl-Docekal allerdings nicht.

Die Verwandtschaft zu Benhabib zeigt sich, wenn diese es als ihre zentrale These bezeichnet, "daß die entscheidenden Erkenntnisse der universalistischen Tradition in der praktischen Philosophie heute neu formuliert werden können". Folgende Äußerungen von Benhabib geben wider, worauf es ihr ankommt. Einerseits: "Vom Standpunkt des verallgemeinerten Anderen ist jeder einzelne eine moralische Person mit den gleichen moralischen Rechten wie wir selbst." Andererseits: "Die Vorstellung vom konkreten anderen hingegen läßt uns jede moralische Person als einzigartiges Individuum mit einer ganz bestimmten Veranlagungen und Begabungen, Bedürfnissen und Grenzen sehen." Diese beiden Gesichtspunkte müßten nun verträglich miteinander verbunden werden.

Benhabib versucht das in dem folgenden Beispiel. Sie nimmt an, daß in einer Familie mit drei Söhnen einer sich ständig in finanziellen Schwierigkeiten befindet. Die Frage, die sich innerhalb einer Moraltheorie stellt, ist nun die, ob die beiden anderen Brüder moralisch verpflichtet sind, dem benachteiligten Bruder zu helfen. Eine solche Verpflichtung würde sich aus der besonderen familiären Beziehung ergeben. Gegen Habermas und Kohlberg, für die "Phänomene wie persönliche Bindungen, moralische Gefühle und Situativität" marginal sind, nimmt Benhabib an, daß es sich bei einer solchen Hilfestellung nicht um die Übererfüllung des moralischen Solls handelt, weil eine solche Hilfestellung nicht mehr vom Gerechtigkeitsstandpunkt gedeckt sei. Benhabib ist der Auffassung, daß das Gefühl, anderen gegenüber zu Anteilnahme und Fürsorge verpflichtet zu sein, moralisch ist. Dieser Ansicht kann man nur dann sein, wenn man nicht wie Habermas den moral point of view allein mit dem Gerechtigkeitsgesichtspunkt identifiziert, sondern Gefühle als mit zur Moral gehörend kennzeichnet.

Wie ist nun das Beispiel von Benhabib auf dem Hintergrund dieser Problemstellung zu behandeln? Kann man eine allgemein geltende soziale Moral als geltend annehmen und dennoch eine individuelle Entscheidung für dieses familiäre Problem herbeiführen? Seyla Benhabib schlägt folgende Lösung vor. Allgemein formuliert sie zunächst: "Fragen der

Anteilnahme oder Fürsorge sind moralische Fragen, sie lassen sich im Rahmen einer universalistischen Denkweise behandeln. Das universalistische Denken liefert die Einschränkungen, denen die Moral der Anteilnahme oder Fürsorge unterworfen ist." Die universelle Moral ist die Moral der wechselseitigen Anerkennung oder - wie Benhabib sagt - Moral der universellen Achtung, die der individuellen moralischen Entscheidung die Grenzen aufweist. Für den konkreten Fall heißt das, daß die beiden privilegierten Brüder dem anderen Bruder direkt helfen können und ihm Geld leihen, allerdings nicht mit dem Auferlegen eines Wucherzinses, weil das die Achtung des anderen verletzen würde. Sie können ihm Empfehlungen aussprechen, allerdings keine, "die in irgendeiner Weise Wert und Würde anderer verletzte. [...] Es wäre nicht moralisch, dem jüngeren Bruder zum Beispiel vorzuschlagen, eine reiche Frau zu heiraten und sein Leben so in Ordnung zu bringen, denn das würde die betroffene Frau als Mittel zum Zweck mißbrauchen, was mit ihrer Menschenwürde unvereinbar wäre."

Hier zeigt sich, daß man eine individuelle moralische Entscheidung durchaus mit einem allgemeinen, universellen moralischen Gesichtspunkt in Übereinstimmung bringen kann. Letzterer setzt der individuellen moralischen Entscheidung Grenzen. Man kann die von Herta Nagl-Docekal formulierte gleichzeitige Forderung und Ablehnung des Universalismus in Übereinstimmung bringen: Zum einen müssen wir der Forderung der Autonomie der Individuen gerecht werden. Sie müssen moralische Entscheidungen autonom treffen können. Zum anderen muß es, damit gesellschaftliche Interaktion überhaupt stattfinden kann, eine allgemein verbindliche Moral geben. Das ist noch aus einem anderen Grunde, den Herlinde Pauer-Studer nennt, von Bedeutung, denn "wenn moralische Verbindlichkeiten nicht mehr einer Befragung von einer übergeordneten Ebene her unterworfen sind, dann wäre Moral in relativistischer Beliebigkeit tatsächlich auf die faktischen Überzeugungen partikulärer gesellschaftlicher Gruppen reduziert." [...]